

Lake Swimmers fündig. Erneut haben die beiden eine Vielzahl von skurrilen Klangerzeugern ins Studio geschleppt, haben natürlich beide akustische Gitarre und Banjo gespielt, während sich Elin zudem mit ihrer herrlich flehentlichen Stimme um den Gesang kümmernde und von „Ungerechtigkeit, Trauer, Liebe, Kampf und Hoffnung“ singt. Erneut von der derzeit sehr angesagten Studio-Drummerin Kajsa Poidnack begleitet und von Ebbot Lundberg, Sänger der schwedischen Rock-Band The Soundtrack Of Our Lives, mit allerlei seltsamen Noises, großen Hallräumen und schmutzigen Feedbacks produziert, liegt Veränderung wohl darin, dass dieser Nachfolger größer und deutlich vielschichtiger klingt, dynamisch und sehr direkt. Fazit: Nicht zu viel versprochen – der „storm“ ihres zweiten Silberlings ist vielleicht nicht von Orkanstärke, ist aber auch kein laues Lüftchen mehr, sondern ein modernes, empfehlenswertes Low-Fi-Album eines ungemein charmanten Duos.

Stefan Woldach

Attila Vural & Isam Shéhade It Might As Well Be A Movie

(Suisa)

Ein Duoalbum für Klarinette und Gitarre? Dafür will selbst erfahrenen Musikfans spontan kein Beispiel oder Vorbild einfallen. Doch der Schweizer Attila Vural geht ohnehin schon immer gern ganz eigene Wege: tappend und slappend auf Gitarren, die auf ihn zugeschnitten sind wie das 14-saitige Doppelhals-Resonatorinstrument, mit dem er sich auf aktuellen Pressefotos zeigt. Percussion-Muster auf dem Gitarrenkorpus hält er gleichzeitig neben anderen Linien so verblüffend selbstverständlich durch, dass auch dieses CD-Cover vorsichtshalber anmerkt, man habe ganz ohne Overdubs oder Loops gearbeitet. Sein Partner Isam Shéhade spielt dazu Klarinetten-Parts von klarer Schönheit oder elegischer Getragenheit, niemals schrill quietschend, ohne (Dixieland-)Touristen-Jazz-Flair, dafür oft mit einem Hauch von Blues. Zusammen musiziert



das ungleiche Paar sehr viel niveauvoller, globaler, moderner und vielseitiger als man es der Kombination zunächst zugetraut hätte. Nach der Eröffnung des Albums mit einem starken, rhythmisch akzentuierten Song überrascht ‚Second Mandolin‘ mit einem hinreißenden Groove und einer Komposition, die in atemloser Schönheit zwischen Folk, Weltmusik und zeitgenössischem Jazz hin und her wechselt. Sparsamer, aber auf seine Art noch spannender wirkt der ‚First Dance‘ mit wohlakzentuiertem Rhythmus und schöner Steigerung der Gitarrenperkussion. Und so geht es auch weiter bis zum letzten Ton; immer wieder fasziniert diese Musik mit ihrer eigenartigen Melancholie, ohne jeden Anflug von gepflegter Wehleidigkeit. Im Gegenteil: Alles wirkt frisch, kraftvoll, ungekünstelt und originell – und oft wie Szenen eines richtig guten Films, der vor dem geistigen Auge des Zuhörers abläuft.

Michael Lohr

KLASSIKER & LEGENDEN

Von Michael Lohr

Joni Mitchell: Miles Of Aisles (Asylum, 1974)

Erst sechs Jahre sind damals – 1974 – seit ihrem Debütalbum vergangen; dennoch ist die blonde Kanadierin bereits eine Legende – dank Ausstrahlung, Lebensstil, Suche nach Wahrhaftigkeit und künstlerischer Vielseitigkeit als Musikerin, Texterin, Sängerin und Malerin. Wie ihr langjähriger Manager Elliott Gould einmal sagte, war sie praktisch ein Niemand, als er sie kennenlernte – aber diese junge Frau habe bereits zu jener Zeit mehr als ein Dutzend Lieder in der Schublade gehabt, von deren Kaliber selbst ein großer Songwriter in seinem ganzen Leben nur hoffen könne, fünf zu schreiben. Und als Joni Mitchell mit Tom Scotts L.A. Express Mitte der Siebzigerjahre auf Tour geht, hat sie ein paar künstlerische Häutungen hinter sich: von der Hippie-Folk-Fee, die gerade ihre kindlichen Illusionen hinter sich lässt (‚Ladies Of The Canyon‘) zur gnadenlosen Chronistin ihrer eigenen Zerrissenheit (‚Blue‘), vom zeitweiligen Rückzug aus der Öffentlichkeit (‚For The Roses‘) zum ausgelassenen, tanzbaren Fusion-Rock (‚Court And Spark‘). Und an ein paar unvergleichlichen Abenden, an denen dieses Live-Album mitgeschnitten wird, schöpft sie aus dem Vollen: Alleine an Gitarre, Klavier oder Dulcimer trägt sie mit unglaublicher Sicherheit und phänomenalem Modulationsreichtum eine ganze Reihe Lieder



vor, die das Publikum schlichtweg verzaubert haben müssen: ‚Blue‘, ‚The Circle Game‘, ‚Cactus Tree‘. Dabei täuscht der erste Eindruck von ‚simplem‘ Folk. Joni Mitchell hat früh begonnen, ihre Gitarre umzustimmen, um vielschichtige Akkorde herauszuholen, die sie musikhtheoretisch gar nicht benennen kann, sie als „Harmonien einer Suchenden“ bezeichnet. Diese Akkorde prädestinieren ihre Kompositionen für die Interpretation durch moderne Jazzer, die nicht nur Bezeichnungen dafür finden könnten, sondern auch praktisch damit arbeiten. Fast unheimlich scheint es, wie die Band sich der Geschichte des ‚Rainy Night House‘ annimmt; verblüffend wirkt der souveräne Drive von ‚Big Yellow Taxi‘, das als fetziger Rock rüberkommt; berausend der funkige Fusion-Jazz von ‚Woodstock‘. Und was in der Einmaligkeit und Unmittelbarkeit des Konzerterlebnisses vielleicht untergehen

mag, das konserviert der Mitschnitt, den man sich tausendfach anhören kann, ganz besonders gut: Es ist Joni Mitchells unbeschreibliches sprachliches Talent, ihre Kunst, einmal nur mit doppelbödiger Radiotechnik-Sprache zu flirten (‚You Turn Me On, I’m A Radio‘), woanders die Hoffnungen einer ganzen Generation auf eine Zeitenwende in endgültige Bilder zu verpacken (‚Woodstock‘), und sie vermag in den Reibungen und Konflikten von Liebesbeziehungen schillernde, tragikomische Porträts von Männern (‚The Last Time I Saw Richard‘, ‚Woman Of Heart And Mind‘, ‚Rainy Night House‘) und Frauen (‚Cactus Tree‘) aufleuchten zu lassen. Ein Joni-Mitchell-Song von vier Minuten erzählt quasi einen abendfüllenden Film, voller Komplexität und Tiefgang. Der stete Wechsel zwischen Band und Solo-Auftritt, der Zusammenklang wunderschöner Melodien mit Textzeilen von unwiderstehlicher Bildkraft und Prägnanz, das Aufeinandertreffen von Tragik und Humor, und die Wandelbarkeit von Joni Mitchells Stimme – all das ergibt letztlich ein Kunstwerk für die Ewigkeit; oder zumindest eines für ein ganzes Menschenleben. Denn selbst mit hundertfachem Hören kann man einfach nicht alle inhaltlichen, sprachlichen und musikalischen Facetten dieses grandiosen Albums ausschöpfen und erfassen.

Kirsty McGee

Contraband

(Broken Silence)

Hobopop? Folk Noir? Romantic Indie? Es gäbe noch viel mehr passende Zuschreibungen für die Gitarren-Songs der seit Jahren umtriebigen wie beliebten Musikerin aus Manchester. Eine schier unaufhörliche Flut an Assoziationen und Gefühlen weckt das Hören ihres neuen Albums: Zärtlichkeit, Ruhe und Kontemplation, Landleben, Natürlichkeit und Einfachheit, gepaart mit Melancholie, Eloquenz und Musikalität. Die Sängerin und Gitarristin hat ihr neues Album diesmal äußerst schlicht verpackt. Souverän und unaufgeregt spielt sie ihre Tunes wie immer im Fingerpicking, mit stoischem Wechselbass auf ihrer alten Lowden, ganz im Stil der Sechzigerjahre. Kein Wunder, schließlich nennt sie gern James Taylor, Nick Drake, Bert Jansch und Ralph McTell als Vorbilder. Gelegentlich garniert sie ihre Tunes mit etwas Klavier, Harp, Glockenspiel, Ziehharmonika, Banjo und Kontrabass. Das klingt herrlich altmodisch, löst dabei eine gewisse Sehnsucht nach Geborgenheit und Intimität aus, was vor allem an ihrer sanften wie zärtlichen Stimme liegt, die einen sofort mitnimmt, hinein in die Tiefe der Texte. Nicht umsonst fallen bei McGee gern Vergleiche zu Joni Mitchell, Joan Baez und Suzanne Vega; und nicht von ungefähr gewann die Britin mit den eigenwilligen Outfits und dem spröden Charme vor zwei Jahren einen britischen IMA (Independent Music